

ATHENÄUM

Jahrbuch für Romantik

8. Jahrgang 1998

Herausgegeben von

Ernst Behler † (Seattle) · Manfred Frank (Tübingen)
Jochen Hörisch (Mannheim) · Günter Oesterle (Gießen)

Sonderdruck

Ferdinand Schöningh

Paderborn · München · Wien · Zürich

Maximilian Bergengruen (Marburg)

Das Buch als Zwiebel und die Wiederbelebung des Begriffsleichnams

Eine zu Unrecht vergessene Satire: Friedrich Christian Brosses *Antipseudo-Kantiade*

In der „Goetheschen Kaiserzeit“, schreibt Heinrich Heine in der *Romantischen Schule*, entstand „ein junger Wald, dessen Stämme erst jetzt ihre Größe zeigen, seitdem die hundertjährige Eiche gefallen ist von deren Zweigen sie so weit überragt und überschattet wurden.“¹ Eine im gleichen Sinne ‚Kantische Kaiserzeit‘, auf dem Gebiet der Philosophie, gesteht Heine nicht zu. Kants Philosophie reicht für Heine vielmehr an den „Terrorismus“ eines Robespierres² heran, seine Baumschule gedeiht und verdorrt zudem schneller. Erst Kants selbsternannter Schüler Fichte, von Heine als „Napoleon“ bezeichnet, gründet das rasch auf die Revolution folgende „Kaiserreich“, das jedoch, so Heine, nur zu bald verfallen und „nur noch der Geschichte“ gehören sollte.

Doch das wissen die Zeitgenossen noch nicht. „Die Geister sind noch aufgeregter“³ – und so schickt sich im Jahre 1798 ein junger Autor an, mit einem satirischen Handstreich die ganze Baumschule samt Fichte zu fällen. Er nennt sein Werk *Antipseudo-Kantiade, oder der Leinweber und sein Sohn, ein satyrisch-kritischer Roman, mit imaginierten Kupfern, ohne Vorrede von Kant, aber mit einer üblen Nachrede der Pseudokantianer*.⁴ Um sich selbst vor Nachrede zu schützen, wählt er ein Pseudonym: Ernst Bonsens. *Das Gelehrte Deutschland* von 1828 und das *Allgemeine Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland* von

¹ Heinrich Heine: Die Romantische Schule. In: ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hg. v. M. Windfuhr. Hamburg 1979ff, Bd. VIII.1, S. 150.

² Ders.: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. In: ebd., S. 82.

³ Alle Zitate ebd., S. 94.

⁴ Ernst Bonsens (d.i. Friedrich Christian Brosse): *Antipseudo-Kantiade, oder der Leinweber und sein Sohn, ein satyrisch-kritischer Roman, mit imaginierten Kupfern, ohne Vorrede von Kant, aber mit einer üblen Nachrede der Pseudokantianer*. Gnidus (Riga) 1798 (im weiteren zitiert als: LW).

1827⁵ verzeichnen allerdings seinen Namen: Friedrich Christian Brosse (1773-1827), Hofmeister und späterer Pfarrer in Riga. Und noch eine wichtige Information ist dort zu finden: Brosse hat 1795 in Jena studiert und ist also auch mit Johann Gottlieb Fichte, seiner Philosophie und seinem Ruhm in Berührung gekommen.

Die *Antipseudo-Kantiade* hat 218 großbedruckte Seiten, besitzt ein Titelblatt, ein visuelles und ein schriftliches Motto, eine Vorrede, eine Captatio benevolentiae und ein Inhaltsverzeichnis, außerdem ist sie mit Kupfern versehen (deren Existenz satirisch reflektiert wird).⁶ Das Buch ist im Laufe der Zeit vergessen worden – zu Unrecht, wie ich zeigen möchte.

I. Positionsbestimmung

Die *Antipseudo-Kantiade* ist eine Satire. Sie ist eine „Auseinandersetzung mit einer bedrohten Wirklichkeit“⁷, da sie versucht, eine gefährliche Art des Philosophierens, das Pseudokantianisieren, zu brandmarken. Das Mittel dafür ist – typisch für die Satire – die Entlarvung der Verstellungen der Gegner.⁸ Darüber hinaus besitzt die *Antipseudo-Kantiade* die literarische Form der Satura, in der sich vielerlei Themen ohne strenge Ordnung neben- und durcheinander befinden.⁹

Für die Zeit, in der Brosse schreibt, hat die Forschung einen Struktur- und Funktionswechsel des satirischen Erzählens ausgemacht¹⁰, der durch eine Verschiebung im Objektbereich der Satire im 18. Jahrhundert erklärt wird.¹¹ Die Sicherheit eines moralphilosophischen Sy-

⁵ Johann W. S. Lindner (Hrsg.), *Das Gelehrte Deutschland im 19. Jahrhundert*, Lemgo 1928, Bd. I, S. 396f und Johann F. von Recke, Karl E. Napiersky (Hrsg.), *Allgemeines Schriftsteller und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland*, Mitau 1827, Bd. I, S. 273f.

⁶ Für die Bereitstellung des Originals danke ich Ludwig Graf zu Dohna-Schlobitten, für den Hinweis auf das Werk Reinhard Brandt.

⁷ Ulrich Gaier: *Satire. Studien zu Neidhart, Wittenwiler, Brant und zur satirischen Schreibart*. Tübingen 1967, S. 340.

⁸ Vgl. Kurt Wölfel: *Epische und satirische Welt. Zur Technik des satirischen Erzählens*. In: *Satura. Ein Kompendium moderner Studien zur Satire*, hg. v. B. Fabian. Hildesheim und New York 1975, S. 294-307, S. 296.

⁹ Vgl. Ulrich Gaier: *System des Handelns. Eine rekonstruktive Handlungswissenschaft*. Stuttgart 1986, S. 466.

¹⁰ Vgl. Regine Seibert: *Satirische Empirie. Literarische Struktur und geschichtlicher Wandel der Satire in der Spätaufklärung*. Würzburg 1981, S. 8ff.

¹¹ Vgl. Helmut Arntzen: *Die Satiretheorie der Aufklärung*. In: *Europäische Aufklärung*, hg. v. W. Hinck. Frankfurt 1974, Bd. I, S. 57-74, S. 67; vgl. auch Helmut Arntzen: *Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie*. Darmstadt

stems, die Gottsched noch durch die Anlehnung an die Philosophie Leibniz' und Wolffs besitzt, wenn er die Satire ein „moralisches Strafgedicht“¹² nennt, geht im Verlauf des 18. Jahrhunderts durch den Einfluß des Empirismus, der Philosophie Immanuel Kants und des deutschen Idealismus verloren. Dementsprechend kann es nicht ausbleiben, daß auch die Satire ihre Grundlagen neu überdenken muß.¹³ Sie kann sich nicht länger lediglich als eine Strafinstanz verstehen, sondern muß auch die Theorien, die ihre eigene Legitimation darstellen, reflektieren. Ein solcher Reflektionsprozeß läßt sich an Johann Carl Wezels satirischen Romanen, z.B. dem *Belphegor* (1776) und an Karl Philipp Moritz' *Andreas Hartknopf. Eine Allegorie* (1786), noch deutlicher aber an Jean Pauls Satiren, den *Grönländischen Prozessen* (1783) und der *Auswahl aus des Teufels Papieren* (1789), ablesen, anhand derer z.B. Leibniz' Monadologie oder anthropologische Fragestellungen durchgespielt werden.

Eine Radikalisierung der Tendenz, nicht mehr allgemeine, menschliche, sondern philosophisch-theoretische Schwächen zum Gegenstand der Satire zu machen und in der Satire selbst zu philosophieren, setzt um die Jahrhundertwende ein. Der Erfolg und der Anspruch eines absoluten Wissens des deutschen Idealismus reizt zu satirischen Angriffen.¹⁴ In der Forschung wird wiederum Jean Pauls auf Jacobi gestützte satirische Auseinandersetzung mit der Philosophie Fichtes, die *Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana* (1800), als Wendepunkt in dieser Entwicklung der Satire verstanden.¹⁵ Es folgen, Jean Paul formal wie inhaltlich verbunden, „Bonaventuras“ (d.i. Ernst August Friedrich Klingemanns) *Nachtwachen* (1805) und viele, heute nicht mehr bekannte satirische Auseinandersetzungen mit Kant, Hegel und vor allem Fichte, z.B. Jens Baggesens (unveröffentlichte) *Alllehre, und die Geschichte des Freiherrn von Ich und seiner Familie*.

Eine der auffälligsten Erscheinungen der Satire um die Jahrhundertwende ist, daß sie sich nicht nur, wie beschrieben, stark auf die Philosophie konzentriert, sondern eine neue Dimension der Polemik

1989, Bd. I, S. 13ff und Jörg Schönert: *Roman und Satire im 18. Jahrhundert*. Ein Beitrag zur Poetik. Stuttgart 1969, S. 9.

¹² Johann Christian Gottsched: *Versuch einer kritischen Dichtkunst*. Darmstadt 1962 (=ND der Ausgabe Leipzig, vierte, vermehrte Auflage 1751), 2. Teil, 1. Abschnitt, 7. Hauptstück, § 9.

¹³ Vgl. Jörg Schönert: *Fragen ohne Antwort*. In: *SchillerJb* 14, 1979, S. 183-229.

¹⁴ Vgl. dazu Jenny Gehrs: *Komische Philosophie – Philosophische Komik*. Philosophische Komödien und satirische Kritik der Philosophie im 19. Jahrhundert. Heidelberg 1996, S. 189 f.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 190ff.

erreicht, die von einem Zeitgenossen treffend als „ästhetische Prügeley“¹⁶ beschrieben wurde. Der Kampfplatz ist Jena. Es stehen sich die Frühromantiker mit Fichte und Goethe auf der einen und die Antioromantiker um August von Kotzebue auf der anderen Seite gegenüber. Das Zentrum der Kritik der Antioromantiker ist, wie bei August von Kotzebues *Hyperboreischem Esel* (1799) paradigmatisch nachzulesen, Friedrich Schlegels *Lucinde* (1799), im weiteren die Veröffentlichungen im *Athenäum* und – wie könnte es anders sein – die *Wissenschaftslehre* Fichtes.¹⁷

Brosse nimmt nun in dieser Umbruchssituation eine Schlüssel-Rolle ein. Die *Antipseudo-Kantiade* ist einer der ersten satirischen Auseinandersetzungen mit der Philosophie Fichtes, die selbst einen philosophischen Anspruch vertreten. Somit beginnt bereits 1798 – und nicht erst mit der *Clavis Fichtiana* Jean Pauls von 1800 – eine neue Phase der Satire. Darüber hinaus ist die *Antipseudo-Kantiade* bereits durch die Polemik (gegenüber Fichte) gekennzeichnet, die wenige Jahre später die gesamte Debatte prägen sollte. Dennoch hat die neuere Forschung Brosse kommentarlos ignoriert. Mit diesem Text soll das Versäumte nachgeholt werden.

II. Vorbilder und Zielscheiben

Das satirische Objekt der *Antipseudo-Kantiade* stellen, wie der Titel schon nahelegt, die „After-“ oder „Pseudokantianer“ dar, Philosophen und Literaten, die sich selbst als Nachfolger Kants einschätzen und – das ist entscheidend – seine Terminologie benutzen. In der Philosophie ist das vor allem Johann Gottlieb Fichte, in der Literatur Friedrich Schiller.

Diesen macht Brosse dafür verantwortlich, daß das Gebiet der Dichtung von philosophischem Import und Imperialismus bedroht ist:

Jetzt ist die Kunst aufs höchste gestiegen, nachdem die Philosophie auch diesen wissenschaftlichen Zweig bearbeitet und in ein unabänderliches System gebracht hat. (LW 67)

Statt Protektionismus zu betreiben, wie es angebracht wäre, öffnet Schiller der Philosophie Tor und Tür:

¹⁶ Vgl. Angelus Cerberus: Die ästhetische Prügeley oder der Freymüthige im Faustkampf mit den Eleganten (1803). In: Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung, hg. v. R. Schmitz. Göttingen 1992, S. 181-201.

¹⁷ Vgl. dazu Rainer Schmitz: „Poetenblut düng' unsern platten Grund“. Der deutsche Dichterkrieg 1799-1804. In: ebd., S. 247-313.

Die Dichtkunst fängt schon an in Schritten *a priori* zu tanzen, ich meine in den philosophischen Udingen v.[on] S.[chiller] – Antithesen skandieren, heißt in den Horen – dichten. (LW 44)

Doch stärker noch als Schiller befindet sich Fichte im Zentrum polemischer Angriffe. Die Geschichte der *Antipseudo-Kantiade*, soweit man von einer Geschichte sprechen kann, handelt von der Bildungsreise Immanuels, des Sohns des Leinwebers Schwierig. Der Name Immanuel täuscht. Es handelt sich nicht um Kant, sondern um seinen geistigen Sohn, dem der Vater den Namen als Erbe mit auf den Weg gegeben hat. Hinter Immanuel verbirgt sich unverkennbar Johann Gottlieb.

Auf seiner Reise hat dieser keinen Blick für die Natur und die äußerlichen Eindrücke, sondern erfindet „hier aus langer Weile seinen ersten Grundsatz“ (LW 154) der *Wissenschaftslehre*. Mit diesen Ergebnissen kommt Immanuel zu Hause an. Dort muß er feststellen, daß sein Vater, der alte Schwierig (alias Kant) gestorben ist. Und dem bereisten Philosophen selbst bereitet der Verfasser kurz danach ein ähnliches Ende: „an kritischer Nervenschwäche“ verschieden (LW 218), wie es heißt. Und damit ist auch die satirische Arbeit des Verfassers getan. Er legt sich zur Ruhe und „feiert [wie Jean Pauls Siebenkäs; MB] sein eignes Leichenbegängnis und spielt den Gestorbenen“ (LW 218) – und schweigt.

Meister Schwierig selbst findet Gnade vor den Augen des Verfassers. Immanuel Kants Werk wird als Turm zu Babel bezeichnet – ein vielbenutzter Topos in philosophische Satiren der Zeit¹⁸:

Der stolze philosophische Thurm war von einem großen Baumeister schon seiner Vollendung ziemlich nahe gebracht – er ragte schon über die Wolken hervor, und man hegte bereits die kühne Hoffnung, die Wahrheit in ihrem Himmel von Angesicht zu Angesicht zu schauen; da entstand plötzlich eine Verwirrung der Sprache unter den Bauleuten, und sie verstanden einander nicht mehr. Die gemeinen Handlanger aber geben sich seitdem ein sehr kritisches Ansehn. (LW Vf)

Kants Unternehmen, so die Beurteilung Brosses, „war zu kolossalisch für ein Geschlecht von Zwergen.“ (LW VII) Es bleibt lediglich der Verdacht der Hybris als Folge der Babel-Metapher an dem Königsberger Philosophen hängen.

¹⁸ Vgl. die 1801 veröffentlichte anonyme Schrift: Der Thurm zu Babel, oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert. In: Schmitz (Anm. 16), S. 117-139, die sich höchstwahrscheinlich auf eine Veröffentlichung aus dem Jahre 1792 (*Der Thurm zu Babel, oder Reflexionen über eine Schriftfehde*) bezieht.

Auffallend ist, daß Brosse von Fichtes philosophischem Werk eine sehr oberflächliche Kenntnis hat. Aus der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* nennt Brosse lediglich Passagen aus dem ersten Teil. Was dagegen die Schriften Kants angeht, findet sich bei Brosse eine weit umfassendere Kenntnis. Er zitiert entscheidende Stellen aus den drei *Kritiken*, die transzendente Ästhetik, die Deduktion, die Postulate sowie die Analytik des Schönen und des Erhabenen. Diese Passagen bilden die Basis für seine Wortspiele, Metaphorisierungen und Poetisierungen der Kantischen Terminologie. Diese Literarisierungen sind jedoch nicht nur Selbstzweck. Sie dienen Brosse dazu, auf die Bedeutungslosigkeit (des Sprachgebrauchs) der Postkantianer aufmerksam zu machen und einen satirischen Gegenentwurf ins *Spiel* zu bringen.

Ganz ohne Vorbilder kommt auch Brosse nicht aus. Er, der gegen die Kantianer wettert, ist selbst, wie oben bereits angedeutet, ein Jean-Paulianer. Vorbild sind ihm allerdings nicht die empfindsamen Romane Jean Pauls, die *Unsichtbare Loge* (1793), der *Hesperus* (1795) und der *Siebenkäs* (1796). Über diese Art zu schreiben und deutlich erkennbar über die *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei* (aus dem *Siebenkäs*), macht sich Brosse lustig (LW 58, 60-62). Stattdessen greift er auf die schon erwähnten frühen Satirensammlungen, die *Grönländischen Prozesse* und die *Auswahl aus des Teufels Papieren*, zurück. Ihnen entnimmt er einzelne Ideen, wie z.B. seine Spiele mit der Mode der Kupferstiche (vgl. bei Jean Paul JP II.1, 425)¹⁹, vor allem aber deren sprachkritisches Konzept²⁰, führt es weiter und wendet es auf die Philosophie Fichtes an. Interessant ist daran nicht nur, daß er damit Jean Pauls eigener Auseinandersetzung mit Fichte, der *Clavis Fichtiana* zuvorkommt²¹, sondern auch, daß er seine satirische Theorie nicht nur darstellt, sondern auch performativ umsetzt.

III. Spieler

Einige Philosophen, die sich des kritischen Vokabulars Kants bedienen, sind Spieler und betrügen damit sich und andere – dies ist die Leitmetapher der *Antipseudo-Kantiade*. Entweder führen sie „Taschenspielerstückchen“ (LW 13) vor, Kunststücke also, die durch ein

¹⁹ Die Sigle JP steht für: Jean Paul: Werke, hg. v. Norbert Miller. München 1959-1985, 10 Bde..

²⁰ Zur Sprachphilosophie der Satiren bei Jean Paul, vgl. Christian Sinn: Jean Paul. Hinführung zu seiner Semiologie der Wissenschaft. Stuttgart 1995.

²¹ Eine Auseinandersetzung Jean Pauls mit den Kantianern (ohne Fichte), findet sich allerdings auch schon 1798 in den *Palingenesien* (JP I.4, 757f; 790f; 810ff).

Moment des Betrugs verblüffen, oder sie spielen „berichtigte Gesellschaftsspiel[e] der Menschheit“ (LW 98). Beispiele sind das „Frag- und Antwortspiel, das manchmal im Leben spaßhaft genug ausfällt, wenn die Karten glücklich gemischt sind“ (LW 79) und ein Spiel mit dem Namen „Die Selbstdenker“, das natürlich Immanuel alias Fichte erfunden hat. Es funktioniert so:

Die ganze Gesellschaft setzt sich im Kreise, alles affektirt – hohen Ernst – keiner darf lachen. Einer aus der Gesellschaft reitet auf einem Steckenpferde im Kreise herum, und fragt jeden Sitzenden: Ist der Selbstdenker zu Hause? Antwort: Ja. Frage: Was macht er? Antwort: Er sucht unter seinen Manuscripten die verlegte Vernunft. Frage: Wo mag sie denn wohl eigentlich seyn? Antwort: Beym Nachbaren. Frage: Wie heißt der Nachbar? Der Nachbar muß sich nun selbst ein allgemein bekanntes philosophisches Wort zum Namen wählen, dieses Wort aber nicht nennen, sondern dem Fragenden durch einen Gruß im Sinne dieses Wortes errathen lassen, wodurch in diesem Spiele das Unterhaltende mit dem Nützlichen; und mit dem, was uns noth ist, verbunden wird. Man studiert sich auf diese Art in die schwersten Systeme hinein, begreift spielend die unergründlichsten Aufgaben, und hat unendlich viel Spaß davon. (LW 86f)

Das Ratespiel besitzt einen „geschäftigen und arbeitsamen Schein“ (ebd.). Das freie Schweben der Begriffe ohne Halt in der Bedeutung gibt sich als Philosophie aus, ist jedoch nur ein Spiel zur Unterhaltung der Beteiligten. Es endet nicht bei einer klaren und distinkten Verwendung der Begriffe, sondern in „bacchantischen Verwirrungen“ (LW 89), allerdings unter Aufrechterhaltung des Scheins harter philosophischer Arbeit.

Der Satiriker deckt den Betrug, der hinter solchen Spielen steckt, auf, indem er sie einem *test by ridicule* unterzieht. In Kants *Metaphysik der Sitten* (A 10) heißt es:

Wenn aber, nach *Shaftesburys* Behauptung, es ein nicht zu verachtender Proberstein für die Wahrheit einer (vornehmlich praktischen) Lehre ist, wenn sie das *Belachen* aushält, so müßte wohl an den kritischen Philosophen mit der Zeit die Reihe kommen, *zuletzt*, und so auch *am besten*, zu lachen [...].

Brosse sieht das genau andersherum. Nun ist die Zeit gekommen, über die kritischen Philosophen und solche, die sich dafür halten, zu lachen. Die Spiele der Postkantianer sind nämlich, wie ihre Erfinder, „gar nicht witzig“ (LW 142), sondern lächerlich:

Es giebt verschiedene Arten des Lächerlichen, worunter diejenige unsre ausschließliche Aufmerksamkeit verdient, die vor lauter Lachen ernsthaft aussieht, und vor lauter Ernst lächerlich wird. (LW 70)

Die philosophischen Spiele der Postkantianer sind beides. Der Spaß des Spiels wird als ernsthaftes Philosophieren ausgegeben, dieser scheinbare Ernst ist jedoch nichts anderes als lächerlich:

Dieser Mißbrauch verdient durchaus lächerlich gemacht zu werden, nicht die Terminologie. Was im Munde eines erhabenen Charakters – schön und vortreflich klingt – wird von einem Harlekin nachgeäfft – Bombast. (LW 54)

Ganz frei von eigener Nachahmung, das muß hinzugefügt werden, ist jedoch auch Brosse nicht. Die Lächerlichkeit der Nachahmer ist bereits Thema der *Grönländischen Prozesse* (z.B. JP II.1, 400ff).

Das falsche Spiel mit den Begriffen bleibt nicht in den Grenzen der Philosophie, sondern geht auf alle Bereiche der Sprache über. Deutschland ist voll „genialischer Taufhandlungen“ (LW 65), in denen alle Eigennamen der Sprache im kantischen Vokabular reformuliert werden. Die literarischen und philosophischen Publikationen der Zeit gleichen einem großen „kritischen Gevatterbrief“ (ebd.), da die Autoren „die ganze Welt [...] zu Gevattern“ ihrer kantischen Wiedertaufen bitten (LW 67). Jeder liebt den neuen „kritischen Namen“, weil er „so groß, so unbekannt, so mystisch, so erhaben tönt, und gewiß eine schöne Bedeutung haben muß“ (LW 69).

Auf der ersten Seite der *Antipseudo-Kantiade* ist eine Spielkarte abgebildet, deren oberste Ecke geknickt ist – ein Hinweis auf Betrugstechniken und eine Regel im Pharao-Spiel. Pharao, Pharo, oder Faro, war (und ist) ein beliebtes Glücksspiel mit Karten und hohen Einsätzen – in Verruf geraten wegen seiner Betrugsanfälligkeit. Karten, die Gewinne machen, darauf bezieht sich Brosse hier, werden an einer Ecke geknickt.

Das Pharao-Motiv wird im „Motto“ wieder aufgenommen:

Philosophiren heißt: (wenn es in der Verzweiflung, seine armseligen Umstände zu verbessern, über die Erkenntnis a priori hinausgeht) Pharao spielen (LW IV).

Doch der Verfasser beläßt es nicht dabei, das Pseudokantianisieren und die „Spekulation“ (LW 153) des fischischen Idealismus als Hasard- und Falschspiel zu entlarven (das Hasardspiel als Mittel satirischer Denunziation findet sich übrigens ebenfalls bei Jean Paul, z.B. JP II.2, 179ff. und 234). Das Motto, das er der Satire voranstellt, besagt, daß er selbst in das Spiel mit einsteigt. Der Kantischen „Kritik aller Theologie aus spekulativen Prinzipien“ (KrV A 631) gibt er „ein gewagtes Paroli“ und „ein fürchterliches va banque!“ (LW IV). „Va banque!“ ist der Ausruf eines Spielers beim Pharao-Spiel, wenn

der Einsatz bis zum Betrag der ganzen Bank erhöht wird, also mit höchstem Risiko gespielt werden soll. Der Satiriker ist demnach im Spiel der Philosophen kein unbeteiligter Betrachter. Wenn er zu diesem Zeitpunkt und unter so hohem Risiko in das Spiel mit einsteigt, dann allerdings nicht, um die schmutzigen Tricks, die er aufgedeckt hat, nun selbst anzuwenden, um persönlich Gewinn daraus zu ziehen. Er ist kein Spieler-Typ. Statt der nötigen Ruhe wird sein „zagendes Herz [...] zittern“ (ebd.) – aber dennoch zwingt er sich mitzuspielen.

Mit dem „Paroli“, das er bieten möchte, werden nämlich auch die Regeln geändert. Es soll nicht die alte Bedeutung der kantischen Begrifflichkeit, sondern der in der Übernahme erfahrene Bedeutungsverlust offensichtlich gemacht werden. Das geschieht dadurch, daß den Begriffen eine neue, metaphorische Bedeutung untergeschoben wird, die allerdings den Leser sofort erkennen läßt, daß es sich hier um ein Spiel und nicht um philosophischen Ernst handelt. Das Falschspiel der Philosophen wird zum (didaktischen) Sprachspiel des Satirikers.

Allerdings fügt er hinzu:

Die Philosophie ist mir trotz alle dem dennoch heilig; die wahren Philosophen schätze ich gleichfalls, aber die Nachbeter geselle ich in dieser Metapher, der Geselligkeit wegen – zu den Affen (LW 9).

Das Spiel der Metaphern, das Brosse propagiert und auch selbst spielt, ist nur dem Satiriker möglich, der den Bedeutungsverlust der philosophischen Sprache aufdecken will – nicht dem ernsthaften Philosophen.

IV. Metapher

Brosses Text ist eine Theorie der Satire und eine Satire nach dieser Theorie. Diese performative Schreibhaltung bezieht sich vor allem auf zwei Punkte: die Metaphorik und die Digression. Die Theorie der Metapher ist bei Brosse durch die Dichotomie von Abstraktion und Sinnlichkeit bezeichnet.

Auf seiner Bildungsreise war Immanuel bei Betrachtung der Natur

über diese große Scene in tiefem Nachdenken versunken, sein einer Fuß, der unglücklicherweise in einen Ameisenhaufen gerathen war, wurde sehr von diesen Republikanern im Trauergewande gekniffen; aber er fühlte es nicht; – auf seiner Nase hatte sich eine ganze Rotte von Stechfliegen versammelt, welche ihn bis auf's Blut peinigten; aber er zuckte nicht einmal; – nun biß ihn eben eine Ameise in die Hand, und er merkte endlich, daß sich seinem Ich ein Nichtich entgegen setze. Er

beschloß sogleich den Tod des kleinen schwarzen Nichtichs, welches sich anfangs nicht wollte haschen lassen, und welches er endlich doch bey den Beinen erwischte, und zwischen zwei Fingern ver – nicht – ich – te oder zu einem Nichtich machte, das nicht mehr Ich war. // Die Mordthat war begangen, und die reflektirende Gelassenheit nahm ihn wieder in ihre Arme. [...] »Wie könnte wohl der erste Grundsatz heißen?« fragte sich unser kritischer Held [...]. In seiner Seele thaten sich nun die Tiefen des Himmels und der Erde auf, seine Gefühle traten wie tobende Seen aus ihren niedergedrückten Ufern hervor – hier kam wie eine zerstückelte Hütte ein einsamer § herangeschwommen, dort rang eine plätschernde Reminiszenz zwischen Tod und Leben – hier schrie eine Lieblingsidee aus der Wiege um Hülfe [...] – kurz, sein Innerstes war eine aufgeregte Sündfluth, und seine ängstliche Phantasie schwamm oben drauf in einer Arche herum. Da ließ sich ein liebliches Friedensvögelchen hören [...]. Das Friedensvögelchen [...] schrie un-aufhörlich: Fink! Fink! und schlug mit dem Schwänzchen den Takt dazu. Nun bin ich geborgen, rief der entzückte Immanuel aus: Ich bin Ich, heißt der erste Grundsatz. Ich bin Ich ! – Ich bin Ich ! schrie er durch die Schöpfung. – Fink! Fink! antworteten die Friedensvögelchen, und siehe da! er lockte die Finken aus allen Welttheilen zusammen. –“ (LW 147-150)

Elegant verlegt Brosse die *Wissenschaftslehre* in die freie Natur und läßt Immanuel die ersten beiden Grundsätze, die Setzung des Ichs und die Entgegensetzung des Nicht-Ichs, hautnah erleben. Bezeichnenderweise ist jedoch die Reihenfolge vertauscht. Der Grundsatz der „Identität“ wird hier *nach* den des „Gegensetzens“²² gestellt. Erst muß Immanuel von einer Ameise gebissen werden, also mit einem Nicht-Ich in Berührung kommen, bevor er den Grundsatz „Ich bin ich“ aufstellen kann. Bei Fichte ist es natürlich dieser Grundsatz, der „alle übrigen begründet“.²³

Diese Verdrehung hat System. Brosse setzt gegen die Reflexion, die der Natur und den Menschen um ihn herum nichts abgewinnen kann, die menschliche Sinneswahrnehmung. Wenn er also für Immanuels Theorie das Nicht-Ich, d.h. die empirisch wahrnehmbare Umwelt, und nicht das Ich zum Ausgangspunkt der *Wissenschaftslehre* macht, ist das ein bedeutungsvoller Stich gegen die idealistische Philosophie. Der philosophische Anspruch der Satire, das wird an diesem Beispiel deutlich, wird nicht *diskursiv vorgetragen*, sondern *vorgeführt*.

²² Johann Gottlieb Fichte: Grundlage der gesammelten Wissenschaftslehre. In: ders.: Werke, hg. v. I. H. Fichte. Berlin 1971, Bd. I, S. 123.

²³ Ebd..

Noch wichtiger als die taktile ist die visuelle Wahrnehmung. Nachdem der Erzähler humoristisch die Entstehung der *Wissenschaftslehre* aus dem Ameisenbiß geschildert hat, wird er ernst:

Ach! es war Schade um den Ichtheosirten Menschen auf dem kalten Steine! Hier war so viel zu fühlen, und er war lauter frischgebackne Vernunft geworden; [...] hier waren tausend Augen nöthig, um nur den tausendsten Theil von dieser schönen Gegend aufzufassen, und er hatte beyde Augen, um nicht von diesen Erscheinungen gestört zu werden, zgedrückt. (LW 152)

Doch selbst mit offenen Augen können die Pseudokantianer nichts sehen. Wie „dem Gartenfreunde“ die Natur „ein Blütenfeld“, dem „Haarkräußler – ein Puderkasten“ oder „eine Puderquaste“ (LW 164) ist, so ist dem kantianisierenden Philosophen die Natur lediglich Darstellung und Bestätigung der Philosophie:

Aber seht doch, lieben Brüder, wie die Lilien auf dem Felde unsrer Kritik so freundlich ihr *concedo* zunikken, seht dort die Metapher der Vorstellung am Bache grünen und blühen! [...] – die Vorstellung schwebt zwischen Baum und Bach. Die Natur ist eine Kantianerin! (LW 43)

Die Postkantianer machen die sinnliche Natur lediglich zu einer „Metapher“ ihrer Vorstellungen und ihrer Philosophie der Dinge als Vorstellungen. Um dieses Verfahren satirisch anzuprangern, bedarf es nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren Sinns:

Doch Phantasie und Imagination haben, sind jetzt zwei große Verbrechen – die Sinnlichkeit ist verbannt und die Vernunft spielt die Betrunkene, sie lallt unvernehmliche Worte, und schreibt – Kompendien. (LW 42)

Die Phantasie braucht der Verfasser, um die Entsinnlichung der Kantianer rückgängig zu machen. Wenn Immanuel und den Postkantianern die Natur nur eine „Metapher“ ihrer kritischen Theorie ist, dann kehrt Brosse die Reihenfolge um und benutzt die kantianischen Begriffe, um sie mit seinen Metaphern durch Imagination wieder zur Sinnlichkeit und zum Menschen zurückzuführen.

Die Abstraktionsmetaphern haben einen Prozeß des *Absterbens* bewirkt: Die Texte der Pseudokantianer sind wie ein „zerstückelter Leichnam“, und gleichen „moderne[n] Beinhäuser[n]“ (LW 213). Statt lebendigen Ideen sieht man nur noch einen

Automat[en] von Gedanken, eine Maschine, deren Uhrwerk gewisse bestimmte Ideen in Umlauf bringt, und deren Zeiger einen gebotenen

Gang geht. Wenn die Uhr zwölf schlägt, ist die ganze Philosophie abgelaufen (LW 206).²⁴

Brosse setzt dagegen eine Wiederbelebung des Begriffsleichnamens, indem er durch seine satirischen Metaphern die philosophischen Begriffe wieder in den sinnlich-erfahrbaren Bereich, vor allem den der Natur und des Menschen, zurückversetzt, aus dem sie einst durch Abstraktion genommen wurden. Bestes Beispiel ist die eben erwähnte Episode über die Erfindung der *Wissenschaftslehre*, in der die Fichtische Begrifflichkeit in die Natur und den Menschen in ihr (zurück-) versetzt wird. Die darin enthaltene satirische Übertreibung, so lassen sich Brosse's Gedankengänge zusammenführen, dienen dem Ziel, das falsche Spiel mit den Metaphern durch ein offensichtliches Spiel aufzudecken.

Weitere Beispiele, in denen abstrakte Begrifflichkeit durch Metaphorisierung versinnlicht ist, brauchen nicht lange gesucht werden:

Treffender, als die Platonische, scheint mir meine eigne Hypothese zu seyn, ich weiß nicht, woher es kömmt? – sie hat mir aber so viel Einleuchtendes, daß ich nicht umhin kann, sie für ein Axiom zu halten. Ich glaube nemlich: in einem und demselben Körper zwei Menschen annehmen zu müssen; weil sich sonst die Antinomie unsrer reinen Vernunft nicht erklären läßt, und weil der Hang des Menschen zur Geselligkeit auch darauf mit so unverkennbaren Zügen hindeutet. (LW 166)

Hier wird der kantische Begriff der Antinomie der reinen Vernunft durch den (Jean-Paulschen) Gedanken von der Zweiteilung des Menschen und des Doppelgängers, Brosse aus den *Teufelspapieren* (z.B. JP II.2, 233) und natürlich dem *Siebenkäs* bekannt, in die Satire übernommen und verlebendigt.

Weiterhin wird die Apprehension eine Aufgabe des Haushundes Schwierigs, dem ein Stock geworfen wird (LW 20), und die Antinomien der reinen Vernunft (bleiben wir bei diesem Beispiel) dienen manchmal nur dem Disput über die Finanzierung des „kritischen Saufaus“ (LW 43):

Der Wirth sagte ganz kalt:

Thesis.
Bezahlung.
Beweis.

Der Schulmeister antwortete ganz kalt:

Antithesis.
Keine Bezahlung.
Beweis.

²⁴ Auch hier übernimmt Brosse das anthropologische Vokabular Jean Pauls. Vgl. dazu Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Maschine und Teufel. Jean Pauls Jugendsatiren nach ihrer Modellgeschichte*. München 1975.

Er habe schon seit langer Zeit hier im Wirthshause getrunken, ohne einen rothen Heller zu bezahlen, länger könne man ihm nicht borgen, und wenn er seine Schuld nicht im Guten abtragen wolle; so würde man ihm seinen Gehalt beschlagen.

Er habe kein Geld, und wo nichts wäre, da wäre auch nichts zu nehmen. (LW 84)

Brosse macht nicht bei den postkantischen Begriffsleichnamen halt, auch die Interpunktion der Alltagssprache ist Opfer seiner Imagination. Ausrufungszeichen werden zu „Vogelleimruthen entzückter Kramsvögel“ (LW 24) und der Gedankenstrich zur Aufforderung an den Leser, Bedeutung zuzuschreiben. Die Imagination in der Bedeutungsfindung ist somit nicht nur eine Aufgabe eines Autors, sondern auch Teil des Lesens:

Hingegen bey'm Gedankenstrich muß man denken, man mag nun wollen oder nicht [...] – Gedankenstriche sind Knüppelbrücken, auf denen der Leser gewaltig herumgeschüttelt wird – sind gefrorne Töne eines Posthorns aus Münchhausens Kunstkammer, die, vom grübelnden Leser angehaucht, aufthauen und zur lieblichen Musik werden [...] sind Torturen des Verstandes, sind – ::: doch ich schweige, Leser, du sollst selbst drüber nachdenken! sind – – – – – (LW 26f).

Der Autor dieses Aufsatzes ist der Aufforderung gefolgt. Leider mußte er dabei feststellen, daß alles schon bei Jean Paul steht –

Alle Schriften strozen ietzt stat der Gedanken von Gedankenstrichen, die man auch Gedankenpausen nennen könnte. Man durchstreicht ietzt nicht mehr Wörter, aber man durchstreicht doch dafür das lere Papier. Die Guayruer [südamerikanischer Indianerstamm; MB] lassen neben dem begrabnen *Körper* einen leren Platz für den *Geist* und unsere grossen Köpfe neben den Worten einen für die Gedanken, und deuten den Sin, wie Heraldiker das Silber, durch leren Raum an (JP II.1, 424).²⁵

V. Digression

Auch bei der Digression (Abschweifung) verfährt Brosse performativ. Sie gilt ihm als formales Instrument, um sich von der philosophischen Sprache der Postkantianer abzusetzen und gleichzeitig ihr Manko aufzuzeigen. Der Erzähler über sein eigenes Werk: „[...] aber es ist auch ein Roman (weil sich doch alles nach der Mode richten muß) à l'anglaise“ (LW 97). Mit der Formulierung „à l'anglaise“ ist

²⁵ Vgl. auch JP II.1, 412, 427f, 488 und JP II.2, 220, 241, 319, 327.

die Technik der „Digression“ (LW 1) gemeint, die Brosse für die *Antipseudo-Kantiade* anwendet und als Reaktion auf die pseudokantianische Art der Argumentation gewertet haben möchte. Die Digression kennen die Deutschen aus der englischen Literatur, insbesondere aus Laurence Sternes Romanen, *The Life and Opinions of Tristram Shandy Gentleman* (1759-1767) und *A sentimental Journey through France and Italy. By Mr. Yorick* (1768). Diese werden kurz nach ihrer Entstehung ins Deutsche übersetzt (1769, bzw. 1768). Jean Paul nimmt diese Technik für seine Satiren und Romane auf und führt sie in die deutsche Literatur ein. Er weist selbst darauf hin, die „Sternschen Digressionen“ (vgl. JP II.2, 156) zu verwenden, und propagiert die Philosophiefähigkeit dieses „Spiels“:

diese Abhandlung ist nicht anders als die erste *künstliche Wildnis* von Gedanken in Deutschland, und es braucht unsers Bedünkens keines Beweises, daß sie des Namens philosophischer Pandekten würdig ist, die wol aus 2000 Materien zusammengebracht sein mögen. (JP II.2, 210)

Auch Brosse bekennt sich, metaphorisch beseelt, zur Digression:

Meine Paragraphen sind ferner unendlich in einander gehülset. Eine Schaale steckt in der andern. Und nach der totalen Enthülzung dennoch kein Kern, wird der Kunstrichter sagen! Wohl wahr, lauter Schaalen, aber beißende Zwiefelschaalen, antworte ich unbefangen darauf. Mein Buch ist eine Zwiebel. (LW 96)

Die lineare Form der philosophischen Darstellungen mit einem festen Argumentationsziel wird verworfen. Mit jedem Paragraphen wird eine neue Ebene der Argumentation oder ein neuer Teil einer Erzählung angerissen. Ein Ordnungsprinzip dieser Digressionen sucht der Leser und Kunstrichter vergeblich.

Brosses Umsetzung der reflektierten Darstellungsform läßt sich gut nachlesen: in der Einleitung („Zuvörderst eine Digression über die Digression“; LW 1) und in der Leitmetapher des Spaziergangs, bzw. der Wanderung, als Selbstthematization seiner eigenen Technik.

In der „Digression über die Digression“ wird Digression gleich auf der ersten Seite statt mit *Abschweifung* mit „Abhandlung“ (ebd.; Hervorhebung von mir) übersetzt. Der Weg abseits der linear-progressiven Argumentation wird kommentarlos zu *dem* Weg der Abhandlung postuliert, die philosophische Art der Abhandlung wird keines Gedankens mehr gewürdigt. Dann beginnt die Digression über die Digression, und 17 Seiten weiter kann der Verfasser feststellen:

Aus allem diesem ist hell und klar zu erweisen, daß eine Digression als Digression schlechthin gesetzt ist, daß durch Reflexion, was das Ding

nicht ist, die Abstraktion, was das Ding eigentlich sey, erfolge, und daß, wenn eine Digression gesetzt ist, eine Digression gesetzt ist, schlechthin, d.h. ohne Komplimente und Umstände. (LW 18)

Die satirischen Bisse gegen Fichte machen deutlich, was Brosse im Sinn hat. Natürlich gab es keine „Reflexion“ und „Abstraktion“; überhaupt wurde auf den dazwischenliegenden Seiten über die Digression eigentlich gar nicht gesprochen. Es wäre auch ein Selbstwiderspruch (den der Verfasser einzugehen sich hütet), über logische Kalküle oder Definitionen herauszufinden, was eine Digression ist. Dies wird im Text nicht *beschrieben*, sondern *vorgeführt*. Brosse springt von einem Thema zum nächsten, assoziiert und bringt, wenn nicht zweihundert, so doch mindestens zwanzig Materien zusammen.

„Der Gang meines Roman's ist der Gang eines englischen Gartens, krumm und schief und mit unter – grad“ (LW 97). Der Spaziergang ist die Leitmetapher zur Beschreibung des eigenen digressiven Vorgehens. Der Spaziergänger beginnt seine kleine Reise ohne Zeitbegrenzung und Ortsvorgabe, er folgt dem Weg und entscheidet bei Gabelungen ohne erkennbares System. Entsprechend ist die Gedankenführung der *Antipseudo-Kantiade*. Der satirische Erzähler unterläuft *offensichtlich* den Gang eines konventionellen Romans, der satirische Theoretiker den der üblichen philosophischen Argumentation. Listig fragt der Verfasser: „Aber wo führt denn dieser Weg hin? Sind wir nicht irgegegungen? Frisch über diese Gedankenbrücke – – – in den / § 4.“ (LW 28) Etwas weiter unten räsoniert er über das eigene Vorgehen:

Ich könnte zwar sehr leicht mit meiner Schilderung abkommen, wenn ich nehmlich auf die Frage: wo wohnt Meister Schwierig? die Antwort geben wollte: nur grad aus durch's Gebüsch [...] aber was wäre das für eine Schilderung!“ (LW 32f)

Der Weg geradeaus ist also der Abweg, das weitschweifige Rasonnement darüber ist dagegen nur scheinbar ein Abweg, der sich als der einzig richtige Weg herausstellt.

Die oppositionelle Haltung, die Brosse schreibend gegen die geradlinige, eindimensionale Argumentation und Erzählung einnimmt, ist selbst wiederum ins Bild gesetzt: Immanuels Reise ist der vor- und vergebliche Versuch eines linearen Fortschreitens der Gedanken, von dem ihn der Erzähler immer wieder abbringt. Immanuels „Reise war bekanntlich eine philosophische“ (LW 179) – also eine Bildungsreise, deren Ziel die Niederlegung eines philosophischen Systems ist. Immanuel selbst glaubt, das Ziel seiner Reise erreicht zu haben, die Entdeckung der *Wissenschaftslehre*, doch der Erzähler weiß es bes-

ser, da er selbst es ist, der ihn in die Irre geschickt hat. Der Erzähler ist schneller als sein Held:

Neulich fuhr hier ein bequemer Reisewagen durch, ich beschrieb ihn in einem weitläufigen Bande mit der größten Weitschweifigkeit, die nur in meinen Kräften stand, und schrieb mir dergestalt diesen Reisewagen zusammen“ (LW 137).

Und mit magischer Auktorialität kann er die Reise ihrem eigentlichen Ziel immer mehr entfernen. Er bringt seinen Helden, ohne daß dieser das merkt, dazu, auf der Reise, wie auch in seinen Gedanken, „einen Abweg einzuschlagen“ (LW 114). Die Reise endet nicht mit einem sichtbaren Fortschritt, sondern zu Hause. Bei den Ergebnissen, die sich wie die Reise, auf der sie gewonnen wurden, in einer linearen Reihe darstellen sollten, geht „alles [...] im Zirkel herum“ (LW 151) – wie das ‚Ich bin Ich‘, das Brosse in Jena so oft zu hören bekam.

Und wieder hat sich der satirische Spieler auf das ehemals verdeckte Spiel eingelassen und die Karten offen auf den Tisch gelegt: Wenn Linearität und Eindimensionalität in der Argumentationsführung der Pseudokantianer nichts anderes als Betrug sind und in der Zirkularität enden, so ist es besser, dieser Tatsache Rechnung zu tragen und für alle offensichtlich den krummen Weg der Digression zu wählen.

VI. Der epigonale Vorgänger

Friedrich Christian Brosse ist Jean Paul in mehr als einer Hinsicht verpflichtet. Viele seiner Ideen verdankt er, wie ich gezeigt habe, den frühen Satiren. Auf dieser Basis entwickelt Brosse jedoch eine eigene Satiretheorie, die weit über das, was sich bei Jean Paul findet, hinausgeht. Gleichzeitig findet er eine eigene Form der Umsetzung dieser Theorie und der Auseinandersetzung mit den Gegnern seiner Satire. Brosse führt nicht nur seine Satiretheorie, sondern die Philosophie der *Wissenschaftslehre* vor – und kennzeichnet so die Schwächen der letzteren.

Daher braucht Brosse den Vergleich mit Jean Pauls *Clavis Fichtiana*, nicht zu fürchten. Die *Antipseudo-Kantiade* nimmt der ‚Aufschlüsselung Fichtes‘ drei sprachkritische Gesichtspunkte vorweg. Auch Jean Paul übt Kritik an den Afterkantianern: „Je länger ein System lebt – ich habe eben das kantische im Kopf –, desto leichter, beweglicher, mechanischer und faßlicher wird es, und also desto erbärmlicher seine Leibeigne, Kuranden, Panisten“ (JP I.3, 1028). Wie Brosse wehrt sich auch Jean Paul gegen den philosophischen Imperialismus: „Der [...] Idealismus Fichtes strecket seine Polypen-Arme

nach allen Wissenschaften aus und zieht sie in sich und tingiert sich damit.“ (ebd., 1030) Ebenso stellt Jean Paul schließlich fest, daß durch das Pseudokantianisieren eine Sprachverwirrung eingetreten ist: „Wahrlich es ist Zeit zu ahnen, welcher unauflöselichen schwärmerischen Sprachen- und Gedanken-Verwirrung wir zutreiben.“ (ebd.) Ihre Ursachen sieht Jean Paul ähnlich wie Brosse in dem bedeutungslosen Sprachgebrauch Fichtes. Er läßt Leibgeber, den Fichteaneer, folgendermaßen rasonieren:

Hier wird nun die Höhe so schwindelnd und dünnluftig, daß keine Begriffe [Fußnote: [...] Hier hilft bloße reine Sprache weiter als alles, was man dabei denken wollte] mehr zu- und nachreichen, sondern wir müssen mit und an der bloßen Sprache ohne jene weiter hinauf zu kommen suchen. (Ebd., 1036; Hervorhebung von mir)

Jean Paul geht jedoch einen anderen Weg als sein Vorgänger. Im Gegensatz zu Brosse verbindet er im Sinne des satura-Modells viele Materien. Neben sprachphilosophischen Reflexionen stehen argumentative philosophische Erwiderungen an Fichte, die den Ausführungen Friedrich Heinrich Jacobis stark verpflichtet sind.²⁶ Auf diese Ebene läßt sich Brosse konsequenterweise nicht ein, weil er bereits die sprachliche Grundlage für nicht tragbar hält. Er umgeht die diskursive Auseinandersetzung mit Fichte. Die Kritik an seinen Gegnern ist, wie anhand der Episode um die Erfindung der *Wissenschaftslehre* gezeigt, deswegen um so schärfer und einleuchtender. Brosse konzentriert sich auf den philosophischen Anspruch der Postkantianer und deren performativen Widerspruch, gegen den er performativ Widerspruch einlegt.

²⁶ Friedrich Heinrich Jacobi: Brief an Fichte am 21. März 1799. In: ders., Werke, hg. v. F. Roth und F. Köppen. Darmstadt 1976, (=Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1812-1825), Bd. III; ders., Beylage VII zu: Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelsohn, Breslau 21789. Zur philosophischen Auseinandersetzung Jacobis und Jean Pauls mit Fichte vgl. die ausführliche Darstellung in Sinn (Anm. 20), S. 221-250, Götz Müller: Jean Pauls Ästhetik und Naturphilosophie. Tübingen 1983, S. 122-130 und Gehrs (Anm. 14), S. 190-211.

Inhaltsverzeichnis

Editorial Jochen Hörisch	7
--------------------------------	---

Abhandlungen

Thomas Wirtz: „Vom Geiste der Speculation“: Hermeneutik und ökonomischer Kredit in Weimar	9
Hans Dieter Schäfer: Hoffmann am Fenster	33
Maximilian Bergengruen: Das Buch als Zwiebel und die Wiederbelebung des Begriffslehnens	57
Manfred Frank: Von der Grundsatz-Kritik zur freien Erfindung. Die ästhetische Wende in den <i>Fichte Studien</i> und ihr konstellatorischer Kontext	75
Peer Kösling: Die Wohnungen der Gebrüder Schlegel in Jena	97
Guido Naschert: August Ludwig Hülsens erster Beitrag zur philosophischen Frühromantik	111
Andreas Berger: Systemwandel zu einer „neuen Elementar- philosophie“? Zur möglichen Rolle von Carl Christian Erhard Schmid in der Entwicklung von Reinholds Elementarphilosophie nach 1791	137
Ernst Behler: Die Geschichte der Friedrich-Schlegel-Ausgabe ..	211
Roland Borgards: Die Schrift, das Rätsel, der Mensch. Ludwig Tiecks William Lovell	231

Miszellen

Klaus Hohlfeld: Experimente und Experimentierer. Mozarts „Cosi fan tutte“ und Goethes „Wahlverwandtschaften“	253
Jochen Hörisch: Ein Romantiker in Schwabing. Carl Georg von Maassens bibliophile Sammlung in der UB München	261

Abbesprechungen

Steigerwald: Tom Holert: Künstlerwissen	265
und Borgards: Heinrich Bosse/Harald Neumeyer: „Was blüht der Winter schön“	270
Harald Seubert: „Unendliche Annäherung“ Bemerkungen zur Manfred Franks monumentaler Rekonstruktion der Geschichte der philosophischen Frühromantik	274
Thomas Berger: Immanuel Carl Diez: Briefwechsel und Kantische Schriften. Wissensbegründung in der Kulturlebenskrise	286
Ulrich Hörisch: Goethes bestes Buch: „Die Romantik-Parodie“	295

Abzirkulation

Forschungsarchiv Romantische Anthropologie	299
Therese Michaud: Inhaltsverzeichnis von „Romantisme“ No. 95–98	301
Schriften der Mitarbeiter	305
„Eigener Sache“	307